Das Unterhaltungsblatt

Nr. 549 * der Vossischen Zeitung vom Freitag, 20. November * 1925

Der Gallenbittre

Von

Peter Panter

Beim Kaiser Franz Joseph war Langlebigkeit schon beinahe ein Verdienst: zu denken, was er alles miterlebt hatte! Man tut bei alten Leuten gern so, als wären sie wirklich Teilnehmer an allen den Ereignissen gewesen, die sich da zu ihren Lebzeiten abgespielt haben — als ob Kriege, Friedensschlüsse, Morde und Hochzeiten nicht meist einfach kalendermäßig an ihnen vorbeigelitten wären.

George Clémenceau hat teilgenommen. Der dreißigjährige Arzt war zur Zeit der Pariser Kommune Bürgermeister eines Arrondissements auf Montmartre — und was ist seitdem nicht durch seine Hände gegangen, woran hat er nicht alles mitgewirkt! Es gehört schon die ganze politische Instinktlosigkeit kleiner nationaler Provinzler dazu, ununterbrochen gegen Poincaré zu donnern, und dabei zu vergessen, wer der Papa des Friedens von Versailles gewesen ist. Wer —?

Ein gallenbitterer, allem Pathos abholder, böser Knabe: Arzt, Politiker, Journalist, Politiker, Angreifer, Besetzer eroberter Stellungen, hartnäckig wie ein Büffel, geschmeidig — und heute ein alter Mann, der still seine Devisenspekulationen begießt. Er züchtet auch Rosen und liebt ihre Hausse. Er schreibt feine Memoiren. Erfolgreiche Staatsmänner schreiben selten Memoiren.

Aber er hat eine Fülle von gesprochenen Memoiren hinterlassen, und das sind seine Witzworte, lange harte fünfzöllige Nägel, die er erbarmungslos in die Köpfe der Gegner trieb. Das Buch „L'Esprit de Clémenceau", von Léon Treich gesammelt und in der Librairie Gallimard zu Paris erschienen, ist ein Nagelkasten.

Es beginnt mit einer Sketnadel. Im Jahre 1906 war Clémenceau Minister des Innern, und er ging mit seinem ersten Bureaudirektor von Saal zu Saal, morgens um zehn. Alle Tische waren leer — so früh fingen die Herren nicht an. Der Chef sagte kein Wort. Im dritten Saal saß ein Beamter, aber der schlief. Der Bureaudirektor wollte den Mann wecken. „Nun Sie das nicht!" sagte Clémenceau. „Sonst geht er auch noch weg." Aber dann werden die Stecknadeln dicker, und nun kommen die Nägel. Da war Clémenceau schon Ministerpräsident, als er mit seinem ganzen Kabinett bei einem Senator zur Jagd eingeladen war. Neben ihm saß ein Romanschriftsteller. „Sind Sie ein großer Jäger vor dem Herrn?" fragte ihn Clémenceau. „Ich schieße miserabel", antwortete der. „Ich habe immer Furcht, meinem Nachbar eins aufzubrennen." Da machte Clémenceau eine liebenswürdige Handbewegung auf alle seine Minister hin und sagte: „Bitte bedienen sie sich!" Und zum Hausherrn: „Geben Sie ihm einen recht guten Platz, nicht wahr?" Es ist ein Humor mit der Zitrone im Wappen.

Eines Tages kam Herr Mandel, sein getreuer Adlatus zu ihm — es wäre zu langwierig, hier auseinanderzusetzen, wer Herr Mandel war, kurz: Herr Mandel — und er bat den Alten um seinen Rat. Er wolle zum Journalismus. Darauf Clémenceau: „Schreiben kann jeder. Machen Sie hübsche, kurze Sätze: Verbum, Subjekt, Objekt ..." Pause. Dann: „Wenn Sie ein Adjektiv schreiben wollen, kommen sie vorher zu mir!" Seine Journalisten kannte er. Als er noch Direktor der „Aurore" war, wurde auf seine Veranlassung in die Redaktionsräume ein Schild angepappt: „Die Herren Redakteure werden gebeten, nicht eher aus dem Dienst zu gehen, als bis sie getommen sind."

Und nur hier und da liegt zwischen den Nägeln eine harmlose kleine Eisenkugel, die da zur Erinnerung aufbewahrt ist. So erzählt Clémenceau von einem seiner Besuche an der Front, wo ihn ein Hauptmann durch die Gräben führte. Der brachte sich reinweg um: „Vorsichtig, Herr Präsident! Hier muß man sich etwas bücken! Hitte, hier ist eine Stufe ..." Und alles das ganz, ganz leise. Schließlich fragte der „Tiger", natürlich ebenso leise: „Sind wir denn ganz nahe an den feindlichen Gräben, daß Sie so leise sprechen?" — „Aber nein, Herr Präsident", flüsterte der Hauptmann. „Die Deutschen sind ein paar Kilometer von hier. Ich bin nur furchtbar erkältet!"

Nägel, Nägel. So bekam er eines Tages die Zuschrift einer großen Zeitung, die eine Enquête gemacht hatte, zur Abwechselung so: „Was halten Sie von der gegenwärtigen Regierung?" Clémenceau nahm einen Briefbogen und schrieb: „Sehr geehrte Herren! Wie können Sie nur glauben, daß ich meiner Meinung über Politiker Ausdruck geben würde, die gerade an der Macht sind?" Unterschrift. Aber bevor er den Brief zuklebte, nahm er ihn doch noch einmal her und schrieb ein Postskriptum. ...0+0+0+0=0.

Im großen und ganzen kann man das Urteil von Lloyd George nur unterschreiben, der von dem „dear old tiger" gesagt hat: „Herr Clémenceau ist ein furchterweckender Greis. Jedesmal, wenn ich ihn sehe, hat er ein Jahr weniger auf dem Buckel und eine Klaue mehr." Das ist richtig, denn gerade die Urteile über die jüngsten Zeitgenossen sind die schärfsten. Vom Ministerium Herriot im Juni 1924: „Die armen Verwandten", eine nicht auszuschöpfende Bosheit. Und sind nicht in diesem Diktum die zwei Männer, um die es sich handelt, völlig eingefangen? „Dieser Poincaré ... der weiß alles, alles, alles ... aber er versteht nichts. Briand weiß nichts, nichts ... aber er versteht alles."

Mitunter haben ihn die andern ebenso scharf beurteilt, und er hat es niemals übel genommen, im Gegenteil. Nach der blendenden Rede eines jungen Politikers im Palais Bourbon beglückwünschte Clémenceau seinen Kollegen und sagte ihm lächelnd: „Ein ausgezeichnetes Debut, junger Mann. Kommen Sie an mein Herz!" Der andere verzog keine Miene: „Das kann ich nicht, Herr Präsident. Ich habe den horror vacuil"

Dieses Herz war leer. Ueber das Gehirn läßt sich streiten. Mir erscheint für den Frieden von Versailles, wo die Hartnäckigkeit eines alten Mannes die Erfüllung einer Jugendsehnsucht erzwang, ohne daß er bedachte, wie inzwischen alles anders geworden war, mir erscheint für diese anachronistische Tat nichts so bezeichnend wie die kleine Geschichte, in der erzählt wird, daß ein Justizminister im französischen Parlament plötzlich ohnmächtig wird. Man schickte nach einem Arzt. Zufällig kam Herr Clémenceau vorbei. „Was gibt es denn?" — „Weiter nichts? Lassen Sie mich sehen, ich bin Arzt." Er untersuchte den leblos Hingestreckten, hob ein Augenlid, zuckte die Schultern und gab die Diagnose. „Nichts. In fünf Minuten ist alles wieder in Ordnung." Sprach's und ging davon. Etwas später kam der diensttuende Arzt und untersuchte feinerseits. Der Minister war tot.

Vielleicht hat der Tiger selbst gewußt, daß seine Diagnosen nicht immer gestimmt haben, und in diesem Schlußwort ist mehr Wahrheit, als er selber weiß. Jemand machte ihm ein Kompliment über seine Klugheit. „Aber ich bin nicht klug," sagte der damalige Ministerpräsident. „Gehen Sie, wenn ich klug wäre — wissen Sie, was ich dann täte? Ich würde noch heute abend sterben. Dann wäre ich wenigstens sicher, eine schöne Leiche zu haben. Aber wenn ich nur bis übermorgen warte ..."

Er hat bis übermorgen gewartet, und Europa wird seines Erbes nicht froh.

Kinomusik als Erzieher

Unterhaltung mit Ernö Rappée

Ernö Rappée, der frisch aus Amerika verschriebene Kapellmeister des neuen Ufatheaters am Zoo, ist ein schmächtiger, schlanker Mensch mit schwarzem Künstlerkopf und Kohlenaugen. Gerät er in Feuer, so schwingt er den Arm, als hielte er einen Taktstock.

Wir sprechen von dem neuen Riesentheater. Und ich wage die schüchterne Frage, was das große Orchester — es umfaßt 75 Mann — und das klassische Programm dabei solle? Ob nicht die übliche, vielleicht etwas verstärkte Kapelle genüge? Und warum er so großen Wert auf sinfonische Musik lege, wo doch Tanzschlager, Operettenarien, kurz, die sogenannte „leichte" Musik sich jedenfalls als Begleitung besser eigne?

„Ich glaube, wir verstehen uns nicht ganz", sagt Rappée. „Sie gehen vom Kino aus — für Sie ist die Musik nur Begleitung. Ich aber habe ihr noch einen wichtigeren Platz zugewiesen. Bei mir wird nicht nur während, sondern auch vor der Vorstellung Musik gemacht. Ich begrüße das moderne Kino mit seinen Tausenden von Sitzplätzen als Gelegenheit, Musik für alle zu machen."

„Und die Konzerte? Die Oper?"

Der Künstler strahlt. „Jetzt hat er mich dort, wo er mich haben will.

„Bitte, rechnen Sie einmal aus, wieviel Leute im Laufe eines Jahres ins Konzert gehen", beginnt er. „Wieviel Musikabende werden wohl so durchschnittlich in Berlin gegeben? 150? Schön, setzen wir 200. Rechnen Sie jedesmal 1500 Plätze — ich weiß, daß die Zahl zu hoch gegriffen ist, aber sei's drum — das ergibt 300 000 Besucher pro Jahr. Obwohl Sie freilich bedenken müssen, daß es meist dieselben Zuhörer sind, die ins Konzert gehen, nicht immer neue. Rechnen Sie die Operbesucher mit weiteren 400 000. Das gibt dreiviertel Million. Und die andern?"

„Welche andern?"

„Die anderen 3¼ Millionen? Berlin zählt vier Millionen Einwohner. Dürfen die anderen keine Musik hören? Keine wirkliche Musik? Sollen Sie auf die Leierkästen beschränkt bleiben, auf Musikcafés, Grammophon und Klaviergeklimper?"

„Ich fürchte, Sie überschätzen die Leute. Viele machen sich nichts aus Musik. Und dann — wie wollen Sie dem abhelfen? Soll man noch mehr Konzertsäle bauen? Ohnedies bleiben so viele Plätze leer."

„Und warum?" Der Amerikaner ist in seinem Element, seine Worte überstürzen sich, das sprudelt nur so aus seinem Munde hervor. „Warum? Wie können Sie einem Menschen, der noch nie Musik gehört hat, zumuten, einen ganzen Abend lang still zu sitzen, drei Stunden lang, und Beethoven oder Wagner zu hören? Dürfen Sie sich beklagen, wenn er davonläuft oder ein nächstes Mal nicht hineingeht? Sehen Sie, man hat den Amerikanern so oft den Vorwurf gemacht, daß sie kein Niveau halten — daß sie dem Publikum das geben, was es verlangt, und nicht das, was es hören sollte. Nun bin ich gar kein Amerikaner, sondern Ungar — ich fühle mich als Europäer, und es war einer der stolzesten Augenblicke meines Lebens, als ich im vergangenen Frühjahr das Philharmonische Orchester dirigieren durfte. Aber ich habe drüben, in meiner zweiten Heimat, gelernt, wie man seine Zöglinge durchsetzt — und daß man die Menschen nicht zu ihrem Glück zwingen kann, sondern ihnen das mundgerecht machen muß, was ihnen gefallen soll."

„Also in diesem Falle die klassische Musik."

„Sehr richtig. Bei uns hört der Besucher nur wirklich gute Musik, die von erstklassigen Künstlern gemacht wird. Nur kurze Proben: ein Trio, eine Arie, eine Ouvertüre; denn lange Stücke ermüden, wenn man das Hören nicht gewohnt ist, und wer vieles bringt, wird jedem etwas bringen. Eine Familie von fünf Personen hört auf diese Weise für wenig mehr, als das Konzertbillet für eine Person kosten würde, zwei bis drei hervorragende Musikstücke und sieht außerdem zwei Filme und ein Ballett. Wer sich nun für das Gehörte besonders interessiert, kann in einem Konzertoder Opernhaus das Stück im ganzen hören. Sein Geschmack ist geweckt. Anstatt also den Bildungsstätten Konkurrenz zu machen, wie man uns so oft vorwirft, regen wir zu ihrem Besuche an. Das „Kapitol" in New York, derzeit das größte Kino der Welt, in dem nach meinen Prinzipien Musik gemacht wird, bietet mit seinen 5300 Sitzplätzen und drei Vorstellungen jährlich über 5 Millionen Menschen Gelegenheit, gute Musik von ersten Kräften zu hören. Ähnliches strebe ich für Berlin an. Wie gut sich meine Idee bewährt, ersehen Sie daraus, daß in New York dreimal am Tage das „Kapitol" ausverkauft war — oft stehen die Leute eine Stunde an, um ein Billet zu bekommen.. In dem Grade ist das in anderen Theatern selbst in New York nicht der Fall."

„Und fürchten Sie nicht, daß Ihr übriges Programm darunter leidet? Wird das Interesse am Film nicht beeinträchtigt, wenn Sie vorher klassische Musik spielen?"

„Ganz im Gegenteil. Wie die Ouvertüre der Oper, dient das einleitende Musikstück dem Zweck, das Publikum vorzubereiten, es in die richtige Stimmung zu versetzen. Selbstverständlich gehört unendliche Mühe und viel Verständnis dazu, die Musikstücke so zu wählen, daß sie zu der Vorführung passen und ihre Wirkung erhöhen. Aber die Aufgabe ist zu lösen, und sie wird von uns gelöst."

„Noch eine Frage. Ist Ihre Idee eigentlich neu? Wollen Sie nicht dasselbe, was der Rundfunk bezweckt? Und wie stellen Sie sich überhaupt dazu?"

Er lächelte. „Ja, Sie haben mein Geheimnis erraten. Ja, ich möchte wie der Rundfunk eine große Gemeinde haben, ein Riesenohr, das die Werke der großen Meister vernimmt. Wie groß zu einer offenen Aussprache über den wichtigen Komplex der Fragen suchte, die sich hier bieten, und deren Behandlung durch die Instanzen des Rathauses seit längerer Zeit Gegenstand ernster und besorgter Erörterungen in der Oeffentlichkeit ist.

Daß der Oberbürgermeister, vom besten Willen beseelt, gerade in jüngster Zeit bei den Kunstanläufen der Stadt neue, zielklarere Wege beschritten hat, ist an dieser Stelle erst kürzlich (in der Morgenausgabe der „Vossischen Zeitung" vom 14. November) begrüßt worden. Er konnte den Teilnehmern der gestrigen Besprechung abermals eine Neuerwerbung vorführen, die des Beifalls sicher ist: das Porträt Walter Leistikows von Louis Corinth aus dem Jahre 1896, jenes Bild, das den früh verstorbenen märkischen Landschafter in scharfer Profilstellung auf einem Stuhle sitzend zeigt, den Oberkörper zurückgelehnt, in lässiger Haltung das rechte Bein hochgezogen, das die zusammengelegten Hände unterm Knie halten. Ein frühes Corinth, noch nicht von der farbigen Kraft und der Formplastik des späteren Meisters, aber gleichwohl, nicht zuletzt durch die Person des Dargestellten, interessant und ein feischer Wurf.

Die Aussprache ergab jedoch, daß, abgesehen von solchen gelegentlichen Bereicherungen der letzten Monate, über die seit langem üblichen Methoden der Kunstdeputation und der Stadtverwaltung überhaupt allgemeine Mißstimmung besteht. Ohne daß sich eine Stimme erhob, die die Tätigkeit der Behörde in diesem Punkt gebilligt hätte, wurde von verschiedenen Seiten aus der Versammlung darauf hingewiesen, daß man in den sonstigen Kunstankäufen der Stadt — namentlich seit der im Vorjahre herbeigeführten bedeutenden Erhöhung des Etats — die nötige Planmäßigkeit und das Walten eines sicheren Geschmacks vermisse. Neben wenigen Werken von Wert und Qualität, deren Erwerbung sich vertreten läßt, sieht, so wurde einstimmig hervorgehoben, eine unerträglich große Reihe von Mittelgut, von durchschnittlichen und ganz belanglosen Dingen, mit denen sich eine öffentliche Kunstsammlung unter keinen Umständen belasten dürfe. Es wurde gefordert, daß eine scharfe Trennungslinie gezogen werde zwischen Künstlerunterstützung, die zumal gegenwärtig gewiß unabweisbar ist, und Kunstpflege. Hierbei muß darauf aufmerksam gemacht werden, daß die Kunstdeputation auch außerhalb der ausdrücklich so bezeichneten Fürsorge für notleidende Künstler nur zu viele Ankäufe von Bildern und Skulpturen getätigt hat.

Städtische Kunstpolitik

Eine Aussprache im Rathaus

Oberbürgermeister Böß hatte gestern die Vertreter der Berliner Kunstkritik zu einer Besprechung der „Kunstpolitik der Stadt Berlin" ins Rathaus gebeten. Man wird dem Leiter unserer städtischen Verwaltung, der seit einiger Zeit auch selbst den Vorsitz der Kunstdeputation führt, Dank wissen, daß er einmal Gelegenheit zu einer offenen Aussprache über den wichtigen Komplex der Fragen suchte, die sich hier bieten, und deren Behandlung durch die Instanzen des Rathauses seit längerer Zeit Gegenstand ernster und besorgter Erörterungen in der Oeffentlichkeit ist.

Daß der Oberbürgermeister, vom besten Willen beseelt, gerade in jüngster Zeit bei den Kunstankäufen der Stadt neue, zielklarere Wege beschritten hat, ist an dieser Stelle erst kürzlich (in der Morgenausgabe der „Vossischen Zeitung" vom 14. November) begrüßt worden. Er konnte den Teilnehmern der gestrigen Besprechung abermals eine Neuerwerbung vorführen, die des Beifalls sicher ist: das Porträt Walter Leistikows von Louis Corinth aus dem Jahre 1896, jenes Bild, das den früh verstorbenen märkischen Landschafter in scharfer Profilstellung auf einem Stuhle sitzend zeigt, den Oberkörper zurückgelehnt, in lässiger Haltung das rechte Bein hochgezogen, das die zusammengelegten Hände unterm Knie halten. Ein frühes Corinth, noch nicht von der farbigen Kraft und der Formplastik des späteren Meisters, aber gleichwohl, nicht zuletzt durch die Person des Dargestellten, interessant und ein feischer Wurf.

Die Aussprache ergab jedoch, daß, abgesehen von solchen gelegentlichen Bereicherungen der letzten Monate, über die seit langem üblichen Methoden der Kunstdeputation und der Stadtverwaltung überhaupt allgemeine Mißstimmung besteht. Ohne daß sich eine Stimme erhob, die die Tätigkeit der Behörde in diesem Punkt gebilligt hätte, wurde von verschiedenen Seiten aus der Versammlung darauf hingewiesen, daß man in den sonstigen Kunstankäufen der Stadt — namentlich seit der im Vorjahre herbeigeführten bedeutenden Erhöhung des Etats — die nötige Planmäßigkeit und das Walten eines sicheren Geschmacks vermisse. Neben wenigen Werken von Wert und Qualität, deren Erwerbung sich vertreten läßt, sieht, so wurde einstimmig hervorgehoben, eine unerträglich große Reihe von Mittelgut, von durchschnittlichen und ganz belanglosen Dingen, mit denen sich eine öffentliche Kunstsammlung unter keinen Umständen belasten dürfe. Es wurde gefordert, daß eine scharfe Trennungslinie gezogen werde zwischen Künstlerunterstützung, die zumal gegenwärtig gewiß unabweisbar ist, und Kunstpflege. Hierbei muß darauf aufmerksam gemacht werden, daß die Kunstdeputation auch außerhalb der ausdrücklich so bezeichneten Fürsorge für notleidende Künstler nur zu viele Ankäufe von Bildern und Skulpturen getätigt hat.

Ein Alteberliner Meister. In diesen Tagen jährte sich zum hundertsten Male der Todestag Daniel Bergers, des ausgezeichneten Berliner Stechers und Zeitgenossen Chodowieckis. Er war berühmt und begehrt als trefflicher Porträtist und Darsteller denkwürdiger Begebenheiten der Zeitgeschichte. Nicht weniger als fünfzehnmal hat er Friedrich den Großen gestochen und mit Chodowieckis die allgemeine Vorstellung von der Erscheinung des Königs maßgebend beeinflußt. Die preußischen Generale der friderizianischen Zeit leben hauptsächlich in Bergers Auffassung und Darstellung in der Nachwelt fort; besonders verbreitet waren die Blätter „Schwerins Tod bei Prag" und „Seydlitz bei Roßbach". In späterer Zeit hatte sein Stich der Monarchenzusammenkunft von 1807 auf dem Niemen bei Tilsit großen Erfolg. In einem Katalog von 1792 umfaßte das Werk Bergers, das namentlich auch der Illustrierung von Romanen und Almanachen zugute gekommen war, bereits 800 Nummern, die sich noch bedeutend vermehren, bis der Künstler 1825 im Alter von 81 Jahren starb.

Knut Hamsuns Dichtung. Im Zyklus „Europäische Dichtung der Gegenwart" sprach in der Lessinghochschule Otto Zarek über Knut Hamsun, dessen kontemplative Dichtung er im Gegensatz zu den Werken des Elsässers Rolland stellte. In den Romanen Hamsuns lebt die Erde, bekommt Gesicht und Gestalt; sie fegnet die Menschen, die alle Kraft in Verbundenheit mit ihr gewinnen. „Erdhaft beschäftigt sein", sagt Knut Hamsun in seinem neuen großen Roman „Das letzte Kapitel"; das ist, was durch Technik, Organisation, Konzentration Europa verloren geht, es ist: mit der Kraft der Erde leben, verwurzelt sein, wirken mit ihr und vor allem ruhen mit ihr — nicht immerfort denken. — Für den in seiner Kürze instruktiven Vortrag dankten die zahlreichen Hörer herzlich. K—z.

0192